



Leseprobe aus: Wortberg, Der Ernst des Lebens macht auch keinen Spaß, ISBN 978-3-407-74659-7

© 2016 Beltz & Gelberg in der Verlagsgruppe Beltz, Weinheim Basel

<http://www.beltz.de/de/nc/verlagsgruppe-beltz/gesamtprogramm.html?isbn=978-3-407-74659-7>

EINS

DRAUSSEN HINTER DEN BLITZBLANKEN SCHEIBEN DES schwarzen Volvos fliegt die Welt an uns vorbei. Meine schwitzenden Hände auf der Rückbank, wie festgeklebt auf dem dunklen Leder. Vor mir auf dem Beifahrersitz meine Mutter, die geschminkten Lippen zusammengepresst, über der Nasenwurzel eine senkrechte Falte. Daneben am Steuer mein Vater. Er sieht erschöpft aus. Zum ersten Mal, seit ich denken kann, hat er vergessen, sich zu rasieren. Kein Wunder. Wir fahren zum angekündigten Tod meines Bruders.

Auf dem Armaturenbrett liegt kein bisschen Staub. Mein Vater wischt es jeden Tag mit einem weichen Lappen ab, den er im Handschuhfach aufbewahrt. Samstags fährt er zur Tankstelle, klopft die Fußmatten aus, saugt den Innenraum sorgfältig durch. Er nennt das: die Dinge

pflügen, um sie zu bewahren. Man könnte auch sagen: Er hasst jede Veränderung.

Südlich von Eschenlohe wechselt er von der Autobahn auf die Bundesstraße. Noch sechzehn Kilometer. Die Brücke über die Loisach, der Tunnel bei Farchant, die Ortseinfahrt nach Garmisch. Seit zwei Wochen dieselbe Strecke. Seit dem Tag, an dem der Unfall passiert ist. Beim Wechseln eines Ganges klemmt der Schalthebel.

»Die Kupplung«, sagt mein Vater.

»Bitte?«, fragt meine Mutter.

»Trennt nicht mehr richtig«, sagt mein Vater.

Mehr sagt er nicht.

Ein paar Minuten später taucht die Fassade des Klinikums vor uns auf. Mein Vater steuert den Volvo auf den Parkplatz. Ich warte darauf, dass er aussteigt, aber er rührt sich nicht. Auch meine Mutter macht keinerlei Anstalten, die Tür zu öffnen. Nie war das Schweigen zwischen meinen Eltern lauter. Gefangen in ihrer Sprachlosigkeit sitzen sie da und schauen hinaus auf den Parkplatz. Sie denken nicht an den Achtzehnjährigen mit den Schläuchen in der Nase, sie denken an das kleine Kind, das er mal war. Sie sehen ihn vor sich, wie er seine ersten Schritte macht, sie sehen das Glück in seinen Augen, als er zum ersten Mal ohne Stützräder Fahrrad fährt, sie sehen ihm beim Schreiben seiner ersten Buchstaben über die Schultern. Seine Tränen sehen sie nicht. Dass sie Überlebende sind, begreifen sie nicht. Sie würden ihr eigenes Leben für ihn

geben, wenn sie könnten. Sie können es nicht. Der Tod lässt nicht mit sich handeln.

So wie sie dasitzen, eingeschlossen in ihre vorweggenommene Trauer, tun sie mir leid. Vielleicht tun sie sich selber leid, jeder für sich. Es gibt keine gemeinsame Trauer. Ein Vater verliert ein Kind anders als eine Mutter.

»Schon zehn nach«, sage ich. »Sie warten auf uns.«

Die Einsamkeit liegt über meinen Eltern wie Eis auf einem zugefrorenen See. Meine Worte erreichen sie nicht.

»Papa«, sage ich.

»Was?« Seine Stimme klingt rau, wie von weit her. Er will nicht zurück in die Wirklichkeit.

»Wir müssen!«

»Ja«, sagt er, seine linke Hand mit den sorgfältig geschnittenen Fingernägeln fährt unter den Rand seiner Brille. Mit Daumen und Zeigefinger reibt er sich über die geröteten Augen.

»Also dann«, sagt er und legt seine haarige Hand auf den Unterarm meiner Mutter. Er schaut sie an. Ihr Blick geht ins Nichts, ihre Finger krallen sich in den Türgriff.

Ich steige aus. Trotz der Sommerhitze ist mir kalt. Der Himmel über dem Zugspitzmassiv ist bleigrau. Tief fliegende Schwalben auf der Jagd nach Mücken. Es wird jeden Moment anfangen zu regnen.

Jakob war nicht bei Bewusstsein, als man ihn fand. Eine kleine Mulde unterhalb des Gipfels, östlich der Gletscher-

bahn. Brocken aus Wettersteinkalk, scharfkantig an den Bruchstellen. Dazwischen Moos, blassbraune Flechten. Bis auf ein paar Hautabschürfungen wurden keine äußeren Verletzungen festgestellt.

Der Einsatzleiter der Bergwacht sagte am Telefon, man habe ihn nur deshalb lebend geborgen, weil der Hub-schrauber noch starten konnte. Kurz darauf habe das Wetter umgeschlagen, der aufziehende Nebel hätte den Flug unmöglich gemacht.

Das Gesicht meines Vaters war wie eingefroren als er auflegte, seine Schläfen pochten.

»Und?«, fragte meine Mutter und drehte ihren Ehering nervös zwischen den Fingern hin und her.

»Sie haben Fotos gemacht«, sagte mein Vater. »Von der Bergung. Ich habe darum gebeten, sie uns zuzuschicken. Damit wir uns ein Bild machen können.«

»Wovon denn ein Bild machen?«

»Er sagt, der Junge hat friedlich ausgesehen.«

»Friedlich?«, wiederholte meine Mutter wie ein Echo und fing an zu weinen.

»Ingrid«, sagte mein Vater.

Etwas anderes fiel ihm nicht ein.

Eine Krankenschwester führt uns über den Flur der Intensivstation. Drei Angehörige auf dem Weg zu einer Hinrichtung. Wir müssen keine sterile Kleidung anlegen, keine Kittel, keine Hauben, keine Plastiküberzieher für

die Schuhe. Es lohnt sich nicht mehr. Ein Toter kann sich nicht mehr anstecken.

Man hält das nicht lange aus, dieses Hin- und Herpendeln zwischen Hoffnung und Verzweiflung, irgendwann sehnt man sich nur noch nach Klarheit. Die Ärzte verweisen auf die gesetzlichen Bestimmungen. Ihre Sätze sind voller Einschränkungen. Jede Prognose wird von einer Gegenprognose begleitet. Zu sagen, man dürfe die Hoffnung nicht aufgeben, ist leicht. In das Nichts hinter der Hoffnung zu starren, ist unerträglich.

Der Aufprall nach dem Sturz führte zu multiplen Knochenbrüchen. Schienbein rechts, Ellenbogen links. Frakturen mehrerer Rippen, von denen sich eine in seine Lunge gebohrt hat. Dazu eine Milzruptur. Sie sagen, er hätte all das überlebt, wäre da nicht dieser Stein gewesen in der Felsmulde unterhalb des Gipfels, auf den sein Kopf schlug, nachdem sein zerbrochener Körper endlich zum Stillstand gekommen war. Dabei sah es so harmlos aus. Eine leichte Rötung der Haut, direkt neben der Schläfe. Was man nicht sah: die kleine Einblutung im Kopf, die zu einem Hirnödem geführt hat. Um das anschwellende Gehirn zu entlasten, haben sie seinen Schädel aufgebohrt. Bei ihm hat es nicht funktioniert. Durch die Schwellung des Gehirns wurde der Blutfluss unterbrochen. Kein Blut, kein Leben. Sie nennen es Hirntod.

Die Schwester zieht den Vorhang vor der Intensivkoje zurück.

»Bitte«, sagt sie. Und dann: »Ich gebe dem Doktor Bescheid.«

Er liegt da wie ein König, das blasse Gesicht eingerahmt von der weißen Krankenhausbettwäsche, die knistert, wenn man mit den Fingern über sie streicht. Seine schwarzen Haare, auf denen immer ein kastanienfarbener Schimmer lag, wenn die Sonne auf sie fiel. Seine schwarzen Haare, auf die er immer so stolz war und die jetzt ungewaschen auf dem Kissen liegen, verklebt von seinem Schweiß, von seinem ausgeschwitzten Leben. Mein Bruder, mein wunderschöner, sterbender Bruder, den nichts auf dieser Welt retten kann. Gleich wird es für immer vorbei sein. Für ihn ist es schon längst vorbei. Sein Brustkorb hebt und senkt sich nur noch, weil eine Maschine Sauerstoff in seine Lungen pumpt, seit Tagen schon, die immer gleiche Menge in immer gleichen Abständen. Er wehrt sich nicht dagegen, weil er sich nicht mehr wehren kann. Er hat sich so lange gewehrt. Wir bilden uns ein, dass wir für ihn entscheiden. In Wahrheit hat er sich längst entschieden. Ich frage mich, ob man um die Toten weint oder um sich selbst.

Ich schaue aus dem Fenster. Wer leben will, ist zur Hoffnung verdammt. Meine Mutter hat die Hand meines Bruders genommen. Sie will ihn festhalten, aber das kann sie nicht. Er ist nicht mehr da. Wo er jetzt ist, weiß keiner von

uns. Mein Vater starrt vor sich auf den Boden. Das graue Linoleum wird von feinen Linien durchzogen, Wellen in einem ruhig dahinfließenden Fluss. Dazu das Geräusch der Herz-Lungen-Maschine. Der schwarze Faltenbalg, der auseinandergezogen und wieder zusammengepresst wird, ein pumpendes Herz aus Kunststoff.

Der Arzt kommt dazu, murmelt eine Begrüßung, reicht meinen Eltern die Hand, nickt mir fahrig zu. Er sieht müde aus, auch für ihn ist die Situation nicht leicht, das merkt man ihm an. Dabei ist der Ablauf längst besprochen, gestern hat er uns die Details in einem langen Gespräch erklärt.

»Wenn Sie dann so weit sind«, sagt er. Mein Vater zuckt bei seinen Worten zusammen. Als ob man je so weit sein könnte. Zögernd legt er seine Hand auf die Schulter meiner Mutter. Hast du gehört, fragt seine Hand, aber meine Mutter reagiert nicht. Also schaut er mich an. Die Traurigkeit in seinem Blick überschwemmt mich. Er hat immer alles bestimmt. Er hatte nie Fragen, immer nur Antworten. Jetzt ist er hilflos wie ein kleines Kind. Sein erstgeborener Sohn. Dem alles gelang. Der alles erfüllte, was von ihm erwartet wurde. Die Schule mit links, im Sport ein Ass. Warum diese Strafe? Und wenn ihm schon ein Sohn genommen werden muss, warum dieser, warum nicht der andere?

»Wir sind so weit«, sage ich.

Der Arzt schaut fragend zu meinem Vater, dessen Blick

sich in dem grauen Fluss unter seinen Füßen verliert, dann zu meiner Mutter. Sie hält noch immer die Hand meines Bruders, aus der alles Blut gewichen ist unter dem Druck ihrer Finger.

»Es tut mir leid«, sagt der Arzt zu mir, »aber ohne die Zustimmung Ihrer Eltern ...«

»Sie sehen doch, dass sie das nicht können«, unterbreche ich ihn.

Die Luft ist voller Schmerz und Verlorenheit. Die Krankenschwester wartet auf ein Signal, meine Eltern warten auf ein Wunder. Schließlich nickt der Arzt ihr zu, das Wunder bleibt aus. Die Schwester tritt an die Maschine. Der Druck ihres Fingers auf den Schalter. Ein letztes Mal hebt und senkt sich der schwarze Faltenbalg, dann bleibt er stehen, von einer Sekunde zur anderen, halb in sich zusammengezogen, als würde er nur eine kurze Pause machen. Aber die Pause bleibt Pause, der Brustkorb meines Bruders rührt sich nicht mehr. Langsam, wie in Zeitlupe, schwindet alles Lebendige aus seinem Körper. Auf seinen Armen und an seinem Hals breiten sich rote Flecken aus. In seinem ausdruckslosen Gesicht ist nichts mehr zu lesen von dem, was er einmal war. Seine Stirn ist wie der Bug eines Schiffes, das einen dunklen Fluss zerteilt, auf dem Weg in ein fernes Reich. Es gibt keinen Wind dort und keinen Regen, nur ein großes, allumfassendes Nichts.

Mein Vater hebt den Kopf, starrt auf seinen toten Sohn, überrascht und ohne jedes Begreifen. Dann blitzt Wut auf

in seinen Augen. Ein kurzes Aufglimmen, das sofort wieder verlöscht. Ich weiß, was er jetzt denkt. Meine Mutter denkt nichts. Sie treibt weinend dahin. Ihr Schmerz ist so groß, dass sie ihn nicht spürt. Ihre Tränen tropfen auf die leblose Hand zwischen ihren Fingern.

»Was machen Sie jetzt mit ihm?«, fragt mein Vater.

»Es ist alles geregelt«, sagt der Arzt. »Sie müssen sich um nichts kümmern.«

Dabei will mein Vater doch nur genau das: die Dinge regeln. Sich kümmern.

ZWEI

DER REGEN PRASSELT AUF DAS GLASDACH DES WINTER-
gartens. Ich schaue den Tropfen beim Zerplatzen zu. Ich
frage mich, wie das geht: zu Hause zu sein und sich doch
fremd zu fühlen.

»Lenny!«

Die Stimme meiner Mutter. Schrill und fordernd wie
immer, darunter verlassen und hohl.

»Ich komme, Mama.«

Mir ist kalt, meine Füße sind kalt. Das liegt an den wei-
ßen Bodenfliesen, mit denen das ganze Haus ausgelegt ist.
Meine Mutter hat sie ausgesucht, in einem Fliesenfach-
geschäft in Daglfing.

Wir standen vor einer Regalwand mit Bodenkacheln,
aus denen ein Verkäufer eine Musterfliese genommen